

Mitte der Achtzigerjahre gehörte Goethe noch zu jenen Autoren, die Sie bekannten, nicht gelesen zu haben. Jetzt haben Sie ein äußerst originelles Buch über ihn geschrieben, in dem Sie ihn durch das Prisma des „Faust“ betrachten, an dem Goethe ja mehr als sechzig Jahre lang gearbeitet hat – sechzig Jahre, die das Verständnis der Welt radikal verändert haben, auch das ein Thema Ihres Buchs. „Goethe: His Faustian Life“ ist kürzlich in der Londoner Wigmore Hall mit einem Konzert lanciert worden, dessen Programm aus Musikstücken bestand, die durch „Faust“ inspiriert wurden. Wie kam es zu diesem Buch?

Freunde drängten mich, Deutsch zu lernen, um Goethe lesen zu können. Es gab auch andere Gründe dafür. Ich war damals mit den Biographien Königin Viktorias und Prinz Alberts befasst. Ohne Deutschkenntnisse geht das nicht. Erst jetzt, nachdem ich Deutsch seit etwa zehn Jahren lerne, glaube ich zaghaft zu beginnen. Goethe verstehen zu können. Bis vor sieben Jahren hatte ich nicht die geringste Vorstellung von dem, was mit „Faust“, vor allem dem zweiten Teil, auf mich zukommen würde. Jetzt betrachte ich das Drama als eine Art heilige Schrift, die zugleich Geschichte ist und mitteilt, wie die westliche Menschheit sich seit der frühen Neuzeit bis heute sieht. Ich wollte ein Buch über Goethe als faustische Figur schreiben, das zugleich seine Entwicklung bis zu dem Punkt nachvollzieht, an dem er „Faust“ vollenden konnte.

Sie verweben die Entstehungsgeschichte mit Leben, Werk und Zeit.

Die Anfänge von Goethes „Faust“ lagen in einer völlig anderen Welt, die von der Französischen Revolution und Napoleon überholt wurde. Goethe hat die Romantik zwar als Krankheit bezeichnet, meinte das aber nicht wirklich. „Faust“ ist das ultimative romantische Werk. Schiller träumte davon, aus „Faust“ ein aufführbares Stück zu machen. Schön wär's gewesen. Ohne die Freundschaft mit Schiller hätte Goethe die Arbeit an dem Manuskript nicht fortgesetzt. Aber solange Schiller lebte, versuchte Goethe, den Vorstellungen der Weimarer Klassik zu entsprechen. Als Schiller starb, löste sich der Knoten: Goethe konnte plötzlich so phantastisch und romantisch sein, wie er wollte. Außerdem war ihm durch die Beschäftigung mit jungen Philosophen wie den Schlegels, mit Schelling, Fichte und Hegel klar geworden, dass all die Fragen, die ihn schon in jungen Jahren interessiert hatten, als er Herder zuerst begegnete, in diesem Mythos enthalten waren.

Ihr Buch enthält kleine Vignetten, in denen Sie Ihre Reise auf den Spuren Goethes beschreiben. Dazu gehört auch der Besuch des Schlachtfeldes von Jena.

Das Erstaunliche ist, dass es immer noch wie ein Schlachtfeld aussieht. Da steht ein zwigiges Napoleon-Denkmal, das die Entfernungen von Moskau, Berlin, Austerlitz und so weiter anzeigt, sodass man zunächst glaubt, es würdige Napoleons Siege, bis man sieht, dass es auch die Entfernung von St. Helena anzeigt. Ein Hundeausführer erzählte mir, dass fast jede Woche noch ein Knochen gefunden werde, oft auch ein Schädel. Jena war die Ursache für die Entfremdung zwischen Goethe und seinem Herzog Carl August, weil dieser behauptet hatte, die Beschaffenheit des Geländes zu kennen. Es sieht

nicht hügelig aus, aber neben dem Schlachtfeld ist das Terrain recht felsig. Der Herzog war überzeugt, dass die Franzosen ihre Feldgeschütze niemals den Landgrafenberg hinauf transportieren könnten. Aber es ist ihnen gelungen, sie nachts auf den Berg zu hieven und damit die preußisch-sächsischen Truppen zu zerschlagen. Dann hat das französische Heer Jena verheert und beinahe auch Weimar.

Umso rätselhafter, dass Goethe seine Bewunderung für Napoleon bewahrt hat. Der Goethe-Biograph Nicholas Boyle glaubt, dass Goethe nach der Schlacht eine Art Nervenzusammenbruch erlitten hat. Sein eigenes Haus in Weimar wurde besetzt, Herders Haus und Papiere wurden zerstört. Es war unbeschreiblich schrecklich. Ich teile Ihre Verwunderung, aber die Sache ist, dass Napoleon die Revolution mit seinem „Hauch von Kartätschen“ besiegt hat, wie Thomas Carlyle gesagt hat. Das hat auch Goethe immer bewundert, weil er Angst vor dem Mob hatte. Außerdem zog er Napoleons Vision eines vereinten Europas dem Nationalismus vor.

Trotzdem ist er als deutscher Nationaldichter vereinnahmt worden.

Das ist eine Tragödie. Wenn mehr Menschen wüssten, was Goethe geschrieben hat, wäre er die große Figur, die dafür stünde, weshalb wir alle an Europa glauben. Nicht, dass er eurozentrisch war. Er glaubte an Weltliteratur. Aber er sah die kulturelle Einheit als Dreh- und Angelpunkt Europas. Die napoleonische Lösung beruhte auf der Anerkennung von Frankreichs Macht. Es gleicht dem, was ich heute angesichts Deutschlands empfinde. Warum nicht dulden, dass ein Land das stärkste in Europa ist? Das hieße ja nicht unbedingt, dass es Europa beherrscht. Es ist unvermeidlich, dass ein Land reicher und stärker ist als andere. Goethe war frankophon und von der italienischen, lateinischen und griechischen Kultur durchdrungen. Er besaß eine Hochachtung für den Islam und war viel näher daran, Muslim zu sein als Christ. Die nationalistische Bewegung nach der Niederlage Napoleons ergab aus seiner Sicht keinen Sinn. Natürlich war er ein Mann seiner Zeit. Afrika hat er zum Beispiel, soweit ich weiß, überhaupt nicht wahrgenommen.

Sie zitieren Carlyles Aufruf „Schließe deinen Byron, öffne deinen Goethe“, schreiben aber, dass Goethe in England der am wenigsten gelesene unter den wirklich großen Schriftstellern der Welt sei. Sie haben dieses Buch geschrieben, um Ihre Leser zu überzeugen, „Faust“ zu lesen. Ihr Ansatz ist sehr englisch. Sie zitieren Kipling im Zusammenhang mit der Freimaurei und vergleichen Goethe mit der Multitasking-Figur des Oberhofenkers Ko-Ko aus der Gilbert-and-Sullivan-Operette „Der Mikado“. Das

Dieser Deutsche der ganzen Welt

Sein Leben vor der Folie des „Faust“:
Ein Gespräch mit dem englischen Goethe-Bewunderer A. N. Wilson.



„Persönlich und geistig ist Goethe so eindrucksvoll, dass die Frage, ob er mir sympathisch ist, gar nicht aufkommt“. Edward William Wyons Goethe-Statue an der Fassade der Royal Academy of Arts in London.

Foto: ArtUK/Royal Academy of Arts

Griechentum, Byron und der Griechische Unabhängigkeitskrieg stoßen in Ihrem Buch einen Exkurs über den aktuellen Streit um die Parthenon-Skulpturen im Britischen Museum an. Ich bin Engländer. Das lässt sich nicht ändern.

Sie haben vor Kurzem Großbritanniens Abstieg ins Philistertum und in den Isolationismus beklagt und dies unter anderem darauf zurückgeführt, dass die Verbindung zur deutschen Kultur abgebrochen sei.

Davon bin ich überzeugt. Als der Club, in dem wir beide uns jetzt unterhalten, 1819 gegründet wurde, hätte jedes Mitglied Deutsch verstanden. Deutsch, Französisch und vielleicht auch Italienisch gehörten zum Arsenal jedes gebildeten Engländers im Kampf gegen das Philistertum.

Sie behaupten auch, dass Walt Disneys Zeichentrickfilm „Fantasia“, in dem Paul Dukas' Vertonung von Goethes „Zauberlehrling“ abgebildet wird, für die Nachkriegsgeneration, der Sie angehören, einen Platz im Kopf einnehme, der in früheren Zeiten von der Bibel programmiert worden sei.

In der Tat. Meine Generation hat „Fantasia“ immer wieder gesehen. Der Film ähnelt der Bibel und auf sonderbare Weise auch sehr dem zweiten Teil von „Faust“ in der Art, wie er von einer historienspielartigen Szene zur nächsten hüpf.

Sie vergleichen Goethes zwanghaftes Sammlertum mit der an Wahnsinn grenzenden Besessenheit des Architekten Sir John Soane. Wäre die Parallele zum Arzt und Naturforscher Hans Sloane, dessen Sammlung den Grundstock für das Britische Museum legte, nicht ein noch treffenderes Beispiel, weil es doch um den Wissens- und Klassifizierungsdrang der Aufklärung geht?

Das stimmt. Der Großteil von Hans Sloanes Sammlung war naturhistorisch und stand im Zusammenhang mit der Zeit von Linné und der Taxonomie.

Woraus schließen Sie, dass Goethe und Christiane Vulpius phantastischen Sex hatten?

Diese Schlussfolgerung war vielleicht impertinent von mir. Ich finde, dass die Korrespondenz zwischen ihnen auf beiden Seiten eine tiefe, anhaltende Intimität suggeriert, eine Intimität, die Goethe mit niemandem sonst hatte. Goethe stand wie heute die Mitglieder der englischen Königsfamilie oder Hollywood-Filmstars unter ständiger Beobachtung. Christiane hat ihn von diesem Druck erlöst. Ich glaube auch, dass sie viel intelligenter war, als ihr in Weimar zugestanden wurde.

Sie legen nahe, dass Goethes poetische Phantasie seine Naturforschungen beeinflusst hat.

Phantasie und Forschung waren für ihn ein und dasselbe. Wordsworth sprach von dem „erhabenen Sinn von etwas viel tiefer Ineinandergehängtem“. Goethe besaß diesen Sinn. Er konnte auf erstaunliche Weise in das Leben der Dinge hineinsehen, wie seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens zeigt. Neurowissenschaftler haben Jahrzehnte gebraucht, um an den Punkt zu gelangen, den er im Nullkommantoch erreicht hat. Die Vorstellung, dass Menschen mit Phantasie geisteswissenschaftliche Fächer wählen, während Naturwissenschaftler nur Fakten pauken, ist völlig falsch.

Was haben Sie aus der Arbeit an diesem Buch gelernt?

Meine eigene schreckliche Unkenntnis. Ich wünschte, ich hätte in der Schule Naturwissenschaft gelernt und dann Literatur studiert statt umgekehrt. Mir sind beim Schreiben die Schlüsselrolle der Naturwissenschaften für die Entwicklung der modernen Phantasie und die zentrale Bedeutung von Dichtung für ein normales zivilisiertes Leben bewusst geworden – alles Dinge, die britischen Schülern nicht vermittelt werden. Ich hoffe, es ist in Deutschland anders. In der mir verbleibenden Zeit möchte ich mehr über die Welt entdecken. Königin Viktoria und ihre Kinder sahen große Ähnlichkeit zwischen Goethe und Prinz Albert. Ich bin mit einem neuen Buchprojekt über die Königliche Kommission für die Weltausstellung von 1851 wieder zum albertischen Thema zurückgekehrt. Das ist eine wunderbare Geschichte, die niemand kennt. Diese Kommission vergibt bis heute Stipendien. Vierzehn Nobelpreisträger, darunter Peter Higgs, waren Stipendiaten. Jedes Mal, wenn ich im Archiv forsche, werde ich nicht nur an Prinz Albert, sondern auch an Goethe erinnert. Es wird einem auf eine Weise klar, die von deutschen Hochschulen vermittelt wird, aber nicht von englischen, wie wichtig Naturwissenschaft und Technologie sind. Prinz Philip, der der Königlichen Kommission vorstand, behauptete, dass alles, was Gott nicht geschaffen habe, von einem Techniker erfunden worden sei. Goethe hätte dem zugestimmt.

Sie zeichnen ein Porträt von Goethe, das bisweilen alles andere als schmeichelhaft ist. Finden Sie ihn sympathisch oder bloß eindrucksvoll?

Persönlich und geistig ist Goethe so eindrucksvoll, dass die Frage, ob er mir sympathisch ist, gar nicht aufkommt. Hätte ich damals gelebt, wäre ich gewiss unter den Pilgern gewesen, die die Wallfahrt zum Frauenplan unternahm. Natürlich hätte ich gehofft, ihn an einem guten Tag in lustiger und gesprächiger Laune zu erwischen. Ich hätte ihn gern nach seinem „Helena-Stück“ befragt, auch wenn ich ihn getroffen hätte, noch bevor er es dem zweiten Teil von „Faust“ einverleibt. Ich hätte ihn über Shakespeares befragt, insbesondere seine tiefe Zuneigung für mein Lieblingsstück, den „Sommernachts Traum“. Ich sehe Goethes Mängel. Wer könnte sie übersehen? Aber ich denke an die resonanzreiche Stimme und diese tiefen braunen Augen und bin beinahe in Goethe verliebt.

Das Gespräch führte Gina Thomas.

A. N. Wilsons Buch **Goethe: His Faustian Life** ist bei Bloomsbury erschienen. Es hat 416 Seiten und kostet 25 Pfund.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Bulat Okudschawa

Ach, die erste Liebe

Ach, die erste Liebe macht das Herz mächtig schwach Und die zweite Liebe weint der ersten nur nach Doch die dritte Liebe schnell den Koffer gepackt schnell den Mantel angezack und das Herz splinternackt

Ach, der erste Krieg da ist keiner schuld Und beim zweiten Krieg da hat einer Schuld Doch der dritte Krieg ist schon meine Schuld ist ja meine Schuld meine Mordsgeduld

Ach, der erste Verrat kann aus Schwäche geschehn Und der zweite Verrat will schon Orden sehn Doch beim dritten Verrat muss du morden gehn selber morden gehn – und das ist geschehn

Ach, die erste Liebe macht das Herz mächtig schwach ...

Aus dem Russischen von Wolf Biermann.

Hans Christoph Buch

Lied von Lüge, Liebe, Krieg und Verrat

Im Herbst 1979 reiste ich auf Einladung des Moskauer Schriftstellerverbands zum dritten und letzten Mal in die UdSSR. Was ich nicht wusste, aber ahnte: Es handelte sich bei solchen Einladungen an Künstler und Intellektuelle nicht selten um An- oder Abwerbungsversuche vonseiten des KGB, dessen Vertrauensmann, ein Ex-Schüler des in Ungnade gefallenen Germanisten Lew Kopelew, im Verband zuständig war für die Betreuung von Literaten aus Westberlin – vielleicht war deshalb die Malerin und Autorin Sarah Haffner, Tochter des prominenten Publizisten Sebastian Haffner, mit von der Partie.

Aus Sicht des Kremls gab es ja in jenen Jahren nicht nur zwei, sondern drei deutsche Staaten: Neben der BRD und der DDR, russisch „naschi“, die „Unsrigen“ genannt, die selbständige Einheit Westberlin, wo linke Studenten, zu denen ich gehörte, den Aufstand probten und für die Anerkennung der politischen Realitäten, sprich der DDR, eintraten. Unser Besuch diente dem Abbau von Vorurteilen, bewerkstelligt durch Kognak, Kaviar und Wodka, dem Sarah Haffner nur mäßig zusprach, und dem Kennenlernen der Westberliner Literaturszene, für die der KGB-Mann sich angeblich interessierte.

Doch die Gastgeber hatten die Rechnung ohne ihre Gäste gemacht: Sarah Haffner wollte wissen, ob es im Organ des Autorenverbands auch eine Rubrik gebe, wo junge Talente die alten Meister kritisierten – von Kritik war sonst immer nur in umgekehrter

Richtung die Rede. Und sie bestand darauf, statt der sonst üblichen Parteiliteraten auch unangepasste Autoren zu treffen. Dem Wunsch wurde tatsächlich stattgegeben, und so besuchten wir den Sänger und Dichter Bulat Okudschawa in seiner Wohnung am Arbat, im Moskauer Künstlerviertel. Eine neue Welt tat sich auf: Statt des in Amtsstuben obligatorischen Breschnew-Bildes hing ein signiertes Foto von J. F. Kennedy über Okudschawas Schreibtisch. Seine Frau kochte Tee im Samowar, während der Dichter die Gitarre stimmte und das Lied vom Papier-Soldaten summt, das ihn bekannt gemacht hatte, im Ostblock damals so populär wie Joan Baez' Evergreen „Sag mir, wo die Blumen sind“.

Er erzählte, dass Gitarrespielen unter Stalin als zigeunerhaft galt und dass seine Gedichte als Gitarrenlyrik abqualifiziert wurden, bis er in der Tauwetter-Ära zusammen mit Jewgeni Jewtuschenko als Neuerer der russischen Poesie entdeckt und gewürdigt wurde. Doch die Anfeindungen hörten auch danach keineswegs auf: Erst vor Kurzem habe die Zeitschrift „Literaturnaja Gazeta“ die Frage erörtert, wieso er einen Roman über die Narodniki, die als „Volkstümmer“ oder „Volksfreunde“ bezeichneten russischen Sozialrevolutionäre des 19. Jahrhunderts, geschrieben habe, obwohl er doch kein Russe, sondern Georgier sei: „Der nationale Chauvinismus, sprich Rassistismus, gehört zum toxischen Erbe der Stalinzeit!“

Das ging mir durch den Kopf beim Wiederlesen des hier abgedruckten

Gedichts, das der Liedermacher Wolf Biermann so kongenial übersetzt hat. Für mich gehört es zu den besten und schönsten Texten Okudschawas. Der Originaltitel lautet „Lied über mein Leben“, und zu diesem Leben gehört, dass Bulats Vater 1937 als „Trotzkist“ erschossen wurde und die Mutter achtzehn Jahre in Lagern verbringen musste, während ihr Sohn freiwillig an die Front ging und als Einziger seiner Einheit den Krieg überlebte.

Dass Okudschawas Text auch Nachgeborenen unter die Haut geht und mir noch immer kalte Schauer über den Rücken jagt, liegt an der Tollkühnheit, mit der das Gedicht Liebe, Krieg und Verrat miteinander kurzschließt – ganz egal, ob es um Liebesverrat, Verrat der Freunde oder der eigenen Ideale geht: Drei Seiten derselben Sache, des Lebens, wie es Tolstoi in „Krieg und Frieden“ oder Boris Pasternak in „Doktor Schiwago“ schildert. Das ist doppelt erstaunlich, weil Okudschawa, anders als der Brecht-Schüler Wolf Biermann, kein Revoluzzer war, sondern eher den französischen Chansonniers jener Jahre nahestand mit ihrer spezifischen Mischung aus Melancholie und Sentimentalität.

So besehen hat Biermann, der Betrug mit Verrat übersetzt, den Text zur Kenntlichkeit entstellt – ein Tabubruch, wie ihn die sowjetische Zensur nie erlaubt hätte. Und es zeigt sich einmal mehr, dass und wie die Übersetzung von Lyrik der Quadratur des Kreises gleicht oder dem Wettlauf Achills mit der Schildkröte. Wolf Biermann weiß, was ich meine, denn er

hat, obwohl er kein Russisch spricht, das Stück „Der Drache“ von Jewgeni Schwarz und Shakespeares Sonette übersetzt.

Bulat Okudschawa: „Mein Jahrhundert. Lieder und Gedichte“. Zweisprachige Ausgabe. Mit einem Vorwort von Wolf Biermann. Hrsg. und aus dem Russischen übersetzt von Ekkehard Maaß. Lukas Verlag, Berlin 2024. 140 S., br., 20,- €.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Vom Bärenkult zum Stalin Kult“. Arco Verlag, Wuppertal 2024. 240 S., br., 22,- €.



Mit dem Handy scannen: Eine Gedichtesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.